



«Die Zukunft kommt nicht von selbst»

Das Aargauische Gymnasium

20 Jahre nach der
Maturitätsreform MAR 95

Bericht der Tagung vom
21. November 2015 in Aarau

★ 20 Jahre Maturitätsreform MAR 95

Im Jahr 1995 beschlossen die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren und der Bund, die schweizerische Maturitätsausbildung grundlegend zu reformieren.

Mit dem neuen Maturitätsanerkennungsreglement (MAR 95) wurde das alte «Typen-Gymnasium» durch ein System von Grundlagen-, Schwerpunkt- und Ergänzungsfächern ersetzt. Die neue Ausrichtung war ein gut schweizerischer bildungspolitischer Kompromiss, der den Kantonen Spielraum für eigene Entwicklungen ermöglichte, gleichzeitig aber die Zulassung zu einem frei wählbaren Universitäts- oder ETH-Studium garantierte. Ihr voraus gingen jahrelange, zum Teil leidenschaftliche Auseinandersetzungen. Die Reform führte im Kanton Aargau zu einer Neustrukturierung des vierjährigen Gymnasiums.

In den ersten beiden Jahrgangsstufen des zweigliedrigen Gymnasiums liegt der Akzent auf einer Vielzahl von Grundlagenfächern und damit auf der Breite der Allgemeinbildung, bevor in der 3. und 4. Klasse mit der Wahl eines Schwerpunkt-faches bzw. eines Ergänzungsfachs und mit der Maturaarbeit die Vertiefung und Individualisierung im Vordergrund stehen.

Erfolgreiche Aargauer Gymnasien

Die Neuausrichtung der Gymnasien im Verbund mit anderen wichtigen Reformschritten und der guten Arbeit motivierter und kompetenter Lehrpersonen führten dazu, dass die Aargauer Gymnasien auch nach 1995 bei einer nur leicht gestiegenen, aber im schweizerischen Vergleich immer noch sehr tiefen Maturitätsquote sehr erfolgreich blieben. Ein Blick auf die Wahl der MINT-Schwerpunktfächer und der späteren Studienrichtung ihrer Schüler/innen zeigt, dass die Aargauer Gymnasien auch heute einen wichtigen Beitrag bei der Bekämpfung des MINT-Fachkräftemangels in der Schweiz leisten. Bei den national beachteten Wettbewerben wie Schweizer Jugend forscht oder den Wissenschaftsolympiaden schneiden sie seit Jahren überdurchschnittlich gut ab. Auch Schulentwicklungsprojekte wie die harmonisierten Maturprüfungen, die Begabtenförderung oder die Einführung eines Grundlagenfachs Informatik finden über die Kantonsgrenze hinaus Beachtung.

Anschlussfähigkeit an die Zukunft

Die weitreichenden Reformen, die mit der Maturitätsreform MAR 95 eingeleitet wurden, haben im Kanton Aargau offensichtlich Früchte getragen. Wir verdanken sie der Weitsicht der damaligen Verantwortungsträger/innen. Und wie sieht es heute aus – 20 Jahre danach? Was braucht es, um die Erfolge zu sichern? Müssen wir den Veränderungen der Zeit und den Ansprüchen von Eltern und Jugendlichen mit einer neuen Reform Rechnung tragen? Ist eine grundlegende Neuausrichtung des Gymnasiums angezeigt? Was für ein Gymnasium wünschen sich Politiker/innen, Wissenschaftler/innen, Künstler/innen, Lehrpersonen oder Unternehmer/innen für ihre Kinder und Grosskinder?

Aarauer Gesprächsrunde vom 21. November 2015

Die Rektorenkonferenz der Aargauer Kantonsschulen nahm das Jubiläum «20 Jahre Maturitätsreform MAR 95» zum Anlass, innezuhalten und die Blicke nach vorne zu richten. Unter dem Motto «Die Zukunft kommt nicht von selbst», einem Zitat des amtierenden deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck, lud sie illustre Gäste aus Politik, Forschung, Wirtschaft, Kultur und Schule zu einer Gesprächsrunde nach Aarau ein, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen, über das Gymnasium der Zukunft nachzudenken und Denkanstösse für eine allfällige Weiterentwicklung des Gymnasiums zu bekommen. Als Input für die Diskussion hatte die Rektorenkonferenz der Aargauer Kantonsschulen den bekannten Publizisten Beat Kappeler beauftragt, einen Blick von aussen auf das (Aargauer) Gymnasium zu werfen und vier prägnante Thesen zum Gymnasium der Zukunft zu formulieren. Die Veranstaltung wurde am Vormittag in den Räumen der Neuen Kantonsschule Aarau mit einer Diskussionsrunde in Kleingruppen eröffnet. Nach einem gemeinsamen Mittagessen fand am Nachmittag im Grossratssaal unter der Leitung der Journalistin Sonja Hasler eine Podiumsdiskussion mit Einbezug des Plenums statt. Die Politikphilosophin Katja Gentinetta schloss als Tagungsbeobachterin mit ihren Eindrücken die Tagung.

Der vorliegende Bericht fasst die wichtigsten Ergebnisse aus der Tagung zusammen.

Inhalt

Thesen Beat Kappeler	Seite 4
Notizen und Stimmen aus den Gesprächsgruppen	Seite 6
Tagungsbeobachtung: Eindrücke und Schlussfolgerungen von Katja Gentinetta	Seite 12

★ Thesen Beat Kappeler

These 1: Wie wärs mit Normen statt Kompetenzen, und mit Ärmelhoch- krempeln statt mit pädagogischem Barock?

Kompetenzen sind Resultanten, und sie spiegeln sich höchst individuell im Charakter und in der Einzelperson. Daher muss sich die Schule, als das Allgemeine, für alle Gültige, auf die Wege und die Methoden verlegen.

Das Pädagogische liegt im Aufbau des Stoffes durch den Lehrer, in den Schritten dazu, nicht in vorschnellen Visualisierungen.

Der Lernende hat es streng. Er muss sich alles selbst aneignen, er kann es nicht durch entlastende Verpackungen oder in andauernden Gruppenarbeiten erhalten.

Stoff erarbeitet man sich, indem man ihn selbst gestaltet, selbst schreibt («aus dem Handgelenk»!) – nämlich Texte in allen Sprachen, naturwissenschaftliche Darstellungen, und mit Aufgaben zuhause.

Anstatt von Kompetenzen würde ich eher von Normen sprechen, welche fürs Lernen, für den Respekt gegenüber der anzustrebenden Wahrheit anstatt der Ideologien stehen, sowie für das Verhalten unter Menschen, damit Gesellschaft entsteht. Letzteres ist überdies für Einwanderungsländer wichtig.

These 2: Das Schweizer Gymnasium liegt mit Kernfächern und Studierfähigkeit als Ziel richtig.

Die überschaubare Zahl von Kernfächern mit hoffentlich mindestens je einer Unterrichtsstunde pro Wochentag bietet den Lernenden ein einziges und letztes Mal im Leben annähernd universales Wissen. Daher soll in den Kernfächern keine ungenügende Note für die Matura reichen. Prüfungen sind richtig und wichtig, wenn schon der prüfungsfreie Übertritt in die Universität gelten soll. Prüfungen simulieren Situationen, die im späteren Berufsleben täglich vorkommen. Hic Rhodos, hic salta. Die Schwerpunktfächer sollen nicht weiter aufgefächert werden... eher eingeschränkt. Und im letzten Jahr soll der Lehrer sie weiter führen, erweitern, recht freihändig, nach seinen Vorlieben und Neigungen, aber nicht weitere Schmetterlingsfächer (die Ergänzungsfächer) pflegen müssen.

Der Sport gehört weg. Die Schüler sollen sich für einen Sportverein draussen verpflichten, am Samstag etwa, Zeit haben sie genügend, und lernen dort ausserdem Berufsschüler kennen.

These 3: Fort mit den Eltern und Rekursen!

Die Schule, also die Leitung, die Lehrer, die Schüler bilden ein Corps und arbeiten nach eigenen Normen. Das Ideal wäre die mittelalterliche, eigenrechtliche Universitas. Die Schule bestimmt Prüfungen, Noten und Selektion. Ausschlüsse werden vom Lehrerkollegium festgelegt, ohne Rekursmöglichkeiten von aussen.

Die Lernenden müssen wissen, dass sie ohne Netz turnen, wie überall im Leben. Die Lehrer allerdings auch – sie sollen nicht unkündbar sein.

Dass die schulische Gewalt den Eltern entgleitet, mag dem kritischen Alter der Schüler entgegenkommen – sie wachsen heran und heraus. Sie orientieren und reiben sich an der starken Lehrerpersönlichkeit (Einstein: man lernt von Vorbildern, auch von schlechten).

These 4: Das Gymnasium ist Elite, ohne Elitenförderung.

Mit dem anstrengenden Lernen, mit den Prüfungen und der Selektion ohne Rekurse und zuhanden des prüfungsfreien Übertritts an die nächste Stufe pflegt das Gymnasium die hohe Leistung und das Selbstbewusstsein dafür, sowie das unsichere Turnen ohne Netz, also die meritokratische Gesellschaft. Damit darf die heutige Maturitätsquote als vertretbar und richtig gelten (wenn das Berufsbildungssystem ebenso gut gestaltet wird, und wenn die Vorselektion zum Übertritt aus der Volksschule richtig erfolgt). Es braucht dann aber auch keine Hochbegabtenförderung. Die starke Lehrerpersönlichkeit wird differenzieren und fördern.

★ Notizen und Stimmen aus den Gesprächsgruppen

These 1: Wie wärs mit Normen statt Kompetenzen, und mit Ärmelhochkrempeln statt mit pädagogischem Barock?

Normen statt Kompetenzen?

Für die Fachleute ist klar: Kompetenzen und Normen sind keine Gegensätze, ebenso wenig Kompetenzen und Fachwissen. Kompetenz ist sowohl Wissen als auch Können im Umgang mit dem entsprechenden Wissen.

Kompetenzen sind zu fördern! Sie stehen nicht im Gegensatz zu Normen.

Um den Schülerinnen und Schülern Normen mitzugeben, gilt es auch, eine Schulhauskultur zu fördern, die Raum schafft für Initiativen. Das heißt auch, den Kompetenzen Entfaltungsmöglichkeiten zu geben.

Arbeiten statt Konsumieren?

«Selber produzieren statt Filmchen konsumieren» – diese Forderung wird allgemein gestützt. Es gilt, ein kompetitives Umfeld zu schaffen.

Führen mit strenger Hand und eigenständige Entwicklung stehen nicht in Widerspruch zueinander.

Streitpunkt Gruppenarbeit

«Gruppenarbeiten bringen eigentlich nix»
(Zitat einer Schülerin, vorgebracht in der Arbeitsgruppe Hochschulen)

Die Frage des richtigen Lehrens und Lernens ist nicht eine Frage von Einzel- versus Gruppenarbeit. Das richtige Verhältnis von Lehren/
Vorstrukturieren und eigenständigem Lernen ist komplexer.

Unterricht ist weder Selbstläufer noch «Nürnberger Trichter». Zudem ist heute die Förderung überfachlicher Kompetenzen, insbesondere auch von Sozialkompetenzen, unabdingbar. Außerdem sind Gruppenarbeiten eine wichtige Vorbereitung für die Berufswelt.

Die eigenständige Lehrperson

Das alte Lehrerbild der Sonderlinge und Eigenbrötler sollte nicht glorifiziert werden. Diese mögen den Autor der Thesen zwar zu eigenständigem Lernen (aus der Not) geführt haben. Diese Wirkung sollte aber nicht zur pädagogisch-didaktischen Leitlinie, nicht zum didaktischen Konzept erhoben werden.

Die Lehrperson steht im Zentrum, ein gutes Umfeld und eine hohe Qualität im Gymnasium sollen die besten Leute anlocken. Vermittelt werden muss die Lust am Lernen, der Stoff ist da.

Starke Lehrpersonen sollen die Schülerinnen und Schüler befähigen, Verantwortung für ihr Handeln und für ihre Entscheidungen übernehmen zu können.

Eine bewusstere Begleitung der Schülerinnen und Schüler in Bezug auf ihre Studienwahl und ihre berufliche Weiterentwicklung soll sicherstellen, dass die Studierenden ihre beruflichen Ziele schneller erreichen und die Institutionen «entlasten».

Wo bleiben die Werte?

Für eine vertiefte Gesellschaftsreife ist es zentral, sich einen soliden Werkzeugkasten an Werten anzulegen: Pflichtbewusstsein, Toleranz, Risikobereitschaft, Offenheit, Neugier, Kritikfähigkeit etc. Ein Gymnasium der Zukunft muss sich vermehrt auch um die Vermittlung von «Soft-Faktoren» kümmern und nicht allzu stark und ausschliesslich auf utilitaristische Werkzeuge fokussieren. Bildung statt Ausbildung. Reflexionsfähigkeit als Kernkompetenz.

★ Notizen und Stimmen aus den Gesprächsgruppen

These 2: Das Schweizer Gymnasium liegt mit Kernfächern und Studierfähigkeit als Ziel richtig.

Kernfächer vs. Akzent-, Schwerpunkts- und Ergänzungsfächer

«Akzentfächer braucht es nicht», sagen (offenbar einige) Schüler. Andere wollen sich hingegen möglichst früh spezialisieren. Man wird es also nie allen recht machen können (was allerdings auch nicht die Aufgabe des Gymnasiums ist).

Die Kernfächer sind wichtig – sagen anwesenden Fachpersonen. Aber: Sie sind nicht die wichtigsten für die Studierfähigkeit. Integrales Rechnen ist nicht mehr für jede Berufsrichtung zwingend. Ziel des Gymnasiums kann es nicht sein, den Schülern mit universellem Wissen «den Kopf vollzustopfen» (sic!).

Eine Reduktion der Auswahl bei den Schwerpunkt- und Ergänzungsfächern wäre nicht jugendgerecht. Neben den zehn obligatorischen Grundlagenfächern braucht es die Wahl- und Vertiefungsmöglichkeiten. Diese machen zudem nur etwa 20 Prozent der Lektionen aus.

Für einen gewissen Handlungsspielraum in Bezug auf Kern- und Akzentfächer spricht die Tatsache, dass die Schulen dadurch ein erkennbares Profil entwickeln können.

«Schmetterlingsfächer» gibt es nicht! Es gibt keine wichtigen und weniger wichtigen Fächer. Eher noch könnte man auf einige der Akzentfächer verzichten; sie spielen für den späteren Bildungsgang meist keine Rolle.

Offen bleibt die Frage, ob es alle Fächer für alle Studien braucht.

Wie streng müssen Noten sein?

Primär sollen die Grundlagenfächer über die Studierfähigkeit entscheiden.
Sie sollen ein Benchmark für alle Schüler sein.

Die Arbeitswelt (Wirtschaft) verlangt nicht, dass jedes Fach genügend sein muss. Der «Knopf» kann sich auch später lösen. Ungenügende Noten aber sollen die Studienwahl beeinflussen; sie sagen etwas über die Begabung aus.

Ungenügende Noten müssen zugelassen werden; die «doppelte Kompensation» ist richtig. Es gilt, Genies nicht zu verhindern – und Exzellenz zu erkennen.

Braucht es den Sport?

Ja, findet die Gruppe Wirtschaft.

Ja, findet auch die Gruppe Kultur, denn Sport – wie auch Musik und Theater – sind wichtig für die Schulhauskultur und stärken die Leistungsbereitschaft auch in anderen Fächern.

Wie vergleichbar muss Bildung sein?

Übergeordnete Bildungsziele verbunden mit Qualitätsstandards und deren regelmässiger Überprüfung stellen sicher, dass die Schulen ihre Gestaltungsfreiheiten im Sinne der Gesellschaft (bzw. der Steuerzahlenden) nutzen. Regelmässige transparente Erfolgskontrollen nicht nur für die Schülerinnen und Schüler, sondern auch für die Lehrpersonen sind Teil der Qualitätssicherung.

★ Notizen und Stimmen aus den Gesprächsgruppen

These 3: Fort mit den Eltern und Rekursen!

Eigenständige Universitas?

Eine eigenrechtliche Universitas und Abschaffung von Rekursen geht nicht.
Wir leben in einem Rechtsstaat. Notenentscheide von Lehrpersonen werden zudem durch die Rekursinstanzen gut geschützt.

Die Schule gehört in die Gesellschaft – sie gehört nicht in eine abgeschlossene Welt. Schulen können nicht losgelöst von gesellschaftlichen Veränderungen angesehen werden.

Der Kern der These, das Vertrauen in die Schule (in die Lehrer, in die Schulleitungen und in die Schülerinnen und Schüler) als übergeordnetes Prinzip zu betrachten, wird ohne Wenn und Aber begrüßt. Die Expertise als Basis für Entscheide muss auf allen Ebenen gestärkt werden. Aktuelle Tendenzen, ausgehend von einem Einzelfall gleich ein übergeordnetes Reglement zu etablieren, ohne dem eigentlichen Problem direkt gegenüberzutreten, haben im Gymnasium der Zukunft nichts mehr verloren.

★ Notizen und Stimmen aus den Gesprächsgruppen

These 4: Das Gymnasium ist Elite, ohne Elitenförderung.

Turnen mit oder ohne Netz?

Turnen «ohne Netz» ist richtig – finden die einen. Das schafft eine höhere Verbindlichkeit und Eigenverantwortung bei den Schülerinnen und Schülern. Stützkurse sind am Gymnasium fehl am Platz.

Falsch – sagen die andern! Denn das Leben überhaupt findet mit Netz statt. Deshalb muss die Schule auch ein Netz sein. Ohne Netz wäre die Selektion zu hart.

Eliteförderung

Eliteförderung als Begabtenförderung zu verstehen ist richtig. Das wird auch so praktiziert – und kommt ohne eigentliches Elitegymnasium aus.

Umgekehrt gilt es, dem Potenzial von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gerechter zu werden.

Was für eine Masszahl ist die Maturitätsquote?

Wir sollten uns nicht auf Maturitätsquotenzahlen fixieren. Das ist planwirtschaftlich und wird der Komplexität des Themas nicht gerecht.

Die Schule als Vorbereitung auf eine Meritokratie?

Das Gymnasium ist eine Herausforderung, und das ist auch richtig so. Die Schülerinnen und Schüler sollen lernen, in einem gesunden Wettbewerb bestehen zu können – nicht nur in der Wirtschaft, sondern ebenso in der Kultur und in anderen Bereichen. Die persönliche Leistungsbereitschaft ist gefordert, in allen Fächern. Wichtig ist deshalb, dass leistungsfähige und -willige Jugendliche gefordert werden und gut abschliessen können: in verschiedenen Fächern und mehreren Sprachen.

★ Tagungsbeobachtung

Eindrücke und Schlussfolgerungen von Katja Gentinetta

Zum Einstieg: Der Blick von aussen

Zugegeben: Als Nicht-Fachfrau stolpere ich über gewisse Entwicklungen in der Bildungspolitik – beispielsweise Fächerkombinationen. Wie funktioniert das Fach «PPP» (Philosophie, Pädagogik, Psychologie)? Wie sollen Schülerinnen und Schüler lernen, die Welt zu verstehen – sie ordentlich in Kategorien und Begriffe zu zerlegen, um deren Wesen zu verstehen –, gleichzeitig in die Abgründe der eigenen Seele zu blicken und dann noch darüber nachzudenken, was man den Kindern und Jugendlichen in der Schule mitgeben will – sofern man das denn überhaupt je will? Wird da nicht eine Grundlagendisziplin mit einer Sozialwissenschaft mit einem möglichen Berufszweig vermischt? Kann das gutgehen? Zumindest bevor interdisziplinär unterrichtet wird, muss den Disziplinen an sich höchste Beachtung geschenkt werden.

Wissen oder Kompetenzen?

Ähnlich geht es mir mit dem Begriff der Kompetenzen. Ich frage mich: In welchem Masse muss eine Schule auf das Leben vorbereiten? Ist sie denn die einzige Vorbereitungsstätte? Natürlich nicht! Denn es sind da noch die Familie, Vereine, Freizeit und vieles mehr.

Die Kernfrage für das Gymnasium lautet deshalb richtig: Was muss im Rucksack sein, den die Jugendlichen nach ihrer Matur mitnehmen? Wenn ich von Lehrpersonen und Bildungsfachleuten höre: «Integral-

und Differentialrechnungen brauche ich nicht mehr!»; «Begriffe kann ich nachschlagen!» neige ich dazu, der ersten Aussage zuzustimmen, der zweiten jedoch nicht.

Klar ist: Die Welt hat sich verändert, also muss sich auch die Schule verändern. Wenn Informationen ständig verfügbar sind, müssen wir sie nicht alle und ständig in unserem Kopf herumtragen. Doch Google und Wikipedia zum Trotz: Der Rucksack muss gefüllt sein. In vielen Situationen im Leben – in einer wichtigen Auseinandersetzung, einer entscheidenden Verhandlung oder auch bei der Vorbereitung einer kurzfristig geforderten Ansprache – haben wir nicht die Zeit, im Internet zu suchen. Vielmehr müssen wir rasch und unmittelbar auf die wichtigsten Grundlagen und ein breites Allgemeinwissen zurückgreifen können. Es ist das, was wir am Gymnasium mitbekommen – und freilich später durch engagierte Berufsarbeit und interessierten Medien- und Fachlektüre gefestigt haben. Darin wird sich Kompetenz im Alltag zeigen.

Die Frage lautet nämlich auch: Wie wichtig ist das Wissen in einer Wissensgesellschaft? Wir wollen ja keine «Suchgesellschaft» sein!

Alles in allem aber haben, das ist aus den bildungspolitischen Dokumenten ersichtlich und wurde an der Tagung deutlich, die Kompetenzen den Sieg davon getragen. Dennoch möchte ich festhalten: Kompetenzen erwerbe ich durch die Anwendung des Wissens, das Wissen selbst hingegen muss ich mir aneignen, ich muss es lernen. Ohne eine Schule, die mich dazu zwingt,

gewisse Dinge zu lesen, zu studieren, zu lernen, werde ich das nicht tun. Und genau in dieser Anleitung, in diesem «Zwang» sehe ich eine Kernaufgabe des Gymnasiums. Ohne Inhalte kann ich keine Kompetenzen ausbilden; ich kann mich zu diesen Inhalten nicht kompetent verhalten.

Was ist besser: individuelles oder soziales Lernen?

Allen pädagogischen Erkenntnissen zum Trotz ist das vermutlich ganz stark auch eine Frage des Charakters. So jedenfalls habe ich das erlebt: vom Gymnasium übers Studium bis in den Beruf.

Wo immer wieder die Bedeutung von Gruppenarbeiten betont wird – gerade als Vorbereitung auf die Berufswelt – werfe ich ein: Diese besteht mitnichten nur aus Teams und Teamarbeit! Im Gegenteil. Jedes Team braucht auch Teamleiter, Abteilungen brauchen Chefinnen und Chefs, Unternehmen haben CEOs. Problemstellungen auch alleine zu durchzudenken, für Fehler selbst hinzustehen und Entscheidungen auf sich gestellt vertreten zu müssen: All das gehört ebenso in die Berufswelt wie die Teamarbeit. Es will deshalb genauso gelernt sein. Jeder Übung in Gruppenarbeit muss deshalb zwingend die Erfahrung von Eigenverantwortung gegenübergestellt werden.

Interessant ist die Auseinandersetzung um den Sport. Auch hier gilt: Es gibt Einzelsport und Mannschaftssport –

gefördert werden also eigene Leistung und Teamleistung. Gehört nun der Sport ins Gymnasium oder nicht? Aus der neurologischen Forschung ist bekannt, wie sehr Bewegung Ausgewogenheit und auch geistige Leistungsfähigkeit steigert. Sport braucht es also unbedingt – selbst wenn sich natürlich die Frage nach dem Mass stellt. Viel wichtiger aber scheint mir der Hinweis, dass Sport auch Schulhauskultur bedeutet: Und das bedeutet, Normen zu lernen.

Braucht, ja ist die Schule ein Netz?

Die Voten dazu waren wenig überraschend: Die Arbeitsgruppe Wirtschaft war eher skeptisch, die anderen wahrnehmbar dafür. Voten gegen die «harte Selektion» waren in der deutlichen Mehrheit. Meines Erachtens muss sich die Schule die Frage stellen: Wollen wir den Schülerinnen und Schülern vor allem beibringen, dass es ein Netz gibt und wo es für sie da ist? Oder wollen wir ihnen mitgeben, dass sie primär lernen sollten, ihr eigenes Netz zu sein? Weil sie auch später oft auf sich gestellt sind? In schwierigen Situationen aufgefangen zu werden sind sicher wertvolle, gute und hilfreiche Erfahrungen. Sie setzen aber zwei Dinge voraus: dass sie die Ausnahme bleiben müssen und nicht die Regel. Und dass man selbst vielleicht auch einmal Netz sein muss – für sich oder andere. Diese tendenziell liberale Forderung plädiert nicht für ein «Entweder-oder», sondern für ein Zuerst und ein Danach.

★ Tagungsbeobachtung

Weil Streit um Begriffe immer auch ein Streit um Konzepte ist: Die Vermittlung von Kompetenzen, die Ausrichtung auf die Universität und die Berufswelt sind eine Ausrichtung auf die Leistungsgesellschaft! Und diese erfordert, zwar zu wissen, dass es ein Netz gibt, vor allem aber ein solches agieren zu können.

Zeitgeist & Zukunft

Wenn man nun dieser Leistungsgesellschaft schon skeptisch gegenüber steht: Wäre es nicht gerade dann wertvoll, die klassische Bildung zu betonen – als Ausrichtung auf die ganze Welt? Hörbar beklagt wurde die Rückwärtsorientierung von Beat Kappelers Thesen: Sie seien eher eine Vergangenheitssicht denn eine Zukunftsvision. Nur: Ist denn eine solche überhaupt möglich?

«Die Zukunft kommt nicht von selbst» – diesen Satz des deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck, der über der Tagung steht, würde ich so nicht unterschreiben wollen. Wir können die Zukunft nicht gänzlich bestimmen, weil wir von vielem nicht wissen, wie es sich entwickeln wird. Disruptive Entwicklungen – gerade in diesen Zeiten – machen die Gestaltung der Zukunft umso schwieriger.

Die Frage, die sich für das Gymnasium stellt, lautet deshalb: In welchem Sinn und Mass kann sich Bildung überhaupt als Vorbereitung auf die Zukunft verstehen,

wenn diese so offen ist? Macht nicht gerade diese Unsicherheit die Konstanz und das Festhalten am Bewährten zur verlässlichen Strategie?

Eine Frage in einer der Arbeitsgruppen lautete denn auch: «Wissen wir, was wir in 10 Jahren brauchen?»

Back to the Future – Back to the roots?

Halten wir angesichts dieser Unsicherheit über die Zukunft noch einmal fest, was das Ideal der humanistischen Bildung bedeutet: Die Ausbildung des homo humanus, des «menschlichen Menschen», der sich durch Weisheit, vernunftbestimmte Lebensführung und Eloquenz auszeichnet. Dazu braucht er Wissen, Moral und Sprache. Der Kanon der platonischen Akademie umfasste die Fächer Philosophie (aufgeteilt in verschiedene Teildisziplinen wie Metaphysik, Ontologie, Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie), Ethik, Mathematik, Physik, «Seelenlehre», Sprache und Theologie. Aristoteles schuf mit seinen Werken den eigentlichen Kanon der heutigen Disziplinen: Politik, Ethik, Rhetorik, Physik, Metaphysik und Ökonomie. Entsprechend würde ich mich für die Bestimmung des Fächerkanons auf dieses Fundament beziehen und die folgenden sechs Disziplinen bzw. Fächer für grundlegend erklären: Sprache/n; Mathematik – dazu Physik und Chemie; Politik – dazu Geschichte; Ethik – dazu Religion; und Ökonomie. Mit Blick auf die Gegenwart würde ich sie um ein sechstes, wichtiges Grundlagenfach ergänzen: Medien.

Das Verständnis ihrer Mechanismen ist heute für die Interpretation der Geschehnisse in der Welt entscheidend.

Dieser Kanon ist von der heutigen Stundentafel nicht weit entfernt. Er eröffnet genügend Freiraum, sie mit Grundlagen und Aktualität, mit Wissen und Kompetenzen zu füllen. Die Freiheit der Lehrpersonen, dies innerhalb verbindlicher Ziele zu tun, kann nicht hoch genug angesetzt werden – dafür gibt es genügend empirische Evidenz. Der klare Kanon würde ausserdem vom Zwang befreien, bei jeder sich aufdrängenden Aktualität ein neues Fach zu eröffnen – diese Aufgabe hat die Weiterbildung mit ihren ebenso zahlreichen wie beispiellosen Certificates und Masters bereits übernommen.

Zum Schluss

Wenn ich auf die zentralen Herausforderungen unserer Gesellschaft blicke – ich denke an Krieg, Terrorismus, Migration, Klima – halte ich eine Kompetenz für entscheidend und leider zu wenig ausgeprägt: die Urteilskraft – nach Kant die Fähigkeit, das Allgemeine vom Besonderen zu unterscheiden. Damit geht sie denn auch einen entscheidenden Schritt weiter als die Reflexionskompetenz: Am Ende gilt es, eine Unterscheidung und damit eine Entscheidung zu treffen. Absolute Gleichheit oder Gleichwertigkeit gibt es nicht, ebenso wenig ein «anything goes». Tatsächlich scheint uns die Fähigkeit, zwischen grundlegenden, erkämpften Werten einerseits und opportunen, interessengeleiteten Konzepten andererseits zu unterscheiden, zusehends abhanden zu kommen. Diese Urteilskraft zu entwickeln, basierend auf dem dafür notwendigen Wissen: Darin sehe ich die von den Gymnasien anvisierte «Gesellschaftsreife» ihrer Schülerinnen und Schüler.

Rektorenkonferenz der Kantonsschulen Aargau



im Namen der Rektorenkonferenz
der Aargauer Kantonsschulen

Daniel Franz
daniel.franz@ag.ch